

J U G E N D

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1935 / NR. 20



Im Garten

Christian Schad

Auferstehung der Kathedralen

Von Wolfram Brockmeier

Wenn die goldnen Madonnen zerfallen sind
und die letzten Propheten verweht,
dann werden erbeben die Hallen vom Wind,
der groß in den Domen erstet.

Dann bricht aus den Orgeln tönender Sturm,
daß Wandung und Dach zerschellt.
Vom Schwunge der Glocken erzittert der Turm
und schwankt und fällt.

Dann hebt aus den Säulen sich steigendes Grün.
Geäst und Gezweige dringt vor.
Die Kapitälle beginnen zu blühen,
und über die heiligen Wälder glühn
unendliche Sommer empor.

Morgenspaziergang des Hundes Schnauf

Von Gerd Richter

Morgens um sieben, wenn das verschlafene Dienstmädchen aus ihrer Dachkammer herunterkommt, pflegt sich Schnauf, der große schwarze, zauschaarige Hund, auf seinen Morgenspaziergang zu begeben. Mit gedämpften Tönen ersucht er das Mädchen, ihm die Tür zu öffnen (Denn er weiß, daß sie verschlossen ist, sonst würde er sie ganz alleine aufklinken und säuberlich wieder zumachen. O, das kann er doch!), und ist das geschehen, schiebt er sich langsam und im Vorbeigehen den Rücken am Pfosten schubbernd hinaus, schreitet bedachtsam die Steintrappe herunter und einschwendet durch das Gartentor.

Draußen macht er erst einmal Bardevoe. Schüttelt sich gründlich und lange, leckt das zerzaufte Fell an allen erreichbaren Stellen glatt und gibt seinen Ohren, die von der Nacht her noch eine hängende Tendenz zeigen, jenen stolzen und eleganten Schwang, wie er einem Hunde von Stand und Selbstbewußtsein geziemt. Ein paar kurze gymnastische Übungen beschließen die Morgensollette: etliche Male Dehnen und Strecken für den Leib und ausgiebige Gähnen zur Kräftigung des Gebisses.

Dann macht Schnauf sich auf den Weg. Während er lostritt, prüft er mit hoch erhabenem Kopf und saugenden Nüstern die Luft. Was er feststellt, befriedigt ihn: trocken. Wetter mit Wind vom Fluße her (wie einwandfrei aus der Beimischung von Fisch- und Moerdurst hervorgeht). Außerdem riecht es natürlich, wie immer zu dieser Tageszeit, stark nach dem Braumant, den die Zweibeiner

morgens zu labbern pflegen (ah, und zu dem es die delikaten Fettknuspren gibt! Vielleicht, daß heute wieder eins für ihn abfällt...)

So — hier ist die erste Niechpoststation (oder um es dem stierunzulernen menschlichen Leser deutlicher zu machen: die königliche Nachrichtenzentrale I B. 37). Rein äußerlich betrachtet handelt es sich um einen Baum, einen von Dugenden, welche die Straße säumen. Aber eine geheiligte Tradition hat diese Linde, die sich für die stumpfen menschlichen Sinnesorgane durch nichts von ihren Schwestern unterscheidet, zu einer Kulthütte des Geruchs gemacht, von deren Geheimnissen wie nichts ahnen und an der wie darum gleichgültig vorübergehen, anstatt sie mit der ihr vielleicht gebührenden Ehrfurcht zu bestaunen.

Schnauf nähert sich mit würdigen Schritt und der Miene des Skeptikers, umkreist den geweihten Baum in der vorsichtsmäßigen Weise und löst alle Register seiner Schnauforgel spielen. Nichts besonderes — stellt er fest. — Ich bin der erste heute morgen, aber gelten in später Stunde muß Möpschen das gewiesen sein. Und die Botschaft ist offenbar an mich gerichtet, nur werde ich nicht klug daraus. Der Purche sollte sich endlich mal eine klaree Ausdruckweise angewöhnen. Immer keuer und quer und nicht zu ruffieren! Na, denn will ich es geben!

Und Schnauf, nachdem er sich mit Bedacht und im althergebrachten Pendelgang einen Platz für sich ausgesucht hat, hebt den

und erläßt an alle Besucher des Baumes im allgemeinen und an Möpschen im besonderen eine kurze Botsung, die von Grobbheit freist. Seine Erlässe und Botschaften sind meistens grob, denn Schnauf ist nicht gewillt, sich von irgendeinem Hunde etwas bieten zu lassen.

Wie er gerade fertig ist und sich anjährt, weiter zu trotten, erspährt er den Milchwagen, der um die Ecke gefahren kommt und dicht vor ihm anhält. Schnaufs Nackenhaare sträuben sich bei diesem Anblick vor Abscheu und Wut, denn das junge, weißschürzte Zweibein, das mit diesem Wagen fährt, ist sein erbittertester Feind. Mit Steinen wirft er nach dem armen Schnauf und mit seinen groben Füßen tritt er ihn, wo er kann! Und was wollen? — Bloß weil Schnauf eines heißen Tages, von unbefriedigtem Durst getrieben, ein bißchen aus der offenkundigen Milchstamme geschlabbert hatte, als der Junge gerade weggegangen war. So gemein sind diese Zweibeiner; aber Hund, wenn man sie ärgert, können noch gemeiner sein. Waarte nur! denkt Schnauf in seiner erbosten Humpelheit, während er, hinter einen parkenden Auto verborgen, den ahnungslos vorbeifahrenden Milchwagen beobachtet.

Er wartet, bis das Zweibein im Hause verschwinden ist. Ehemächlich kommt er dann aus seiner Ordnung hervor und posiert sich an der Hinterfront des Wegens, wo der großen Kanonen hängen. Er beobachtet aufmerksam den Kiesweg, der von der Haustür zum Garten



Vorgebirgslandschaft

Paul Bürck

tere führt, bis der Milchjunge darauf in Sicht kommt. Er wartet noch, bis dieser ihn erblickt hat und schimpfend auf ihn zugehauen kommt. Dann (und keinen Moment früher!) hebt er das Bein und bedeckt eine der nur halbgeschlossenen Milchkannen mit kräftigen Oufse. Und ohne übertriebene Eile, mit zehn bedächtigen Sägen ist er um die Ecke verschwunden noch ehe der heranrasende Feind die Strafe erreicht.

Echnauf ist hochbefriedigt und geschwollen vor Stolz, während er seinen morgendlichen Rundgang fortsetzt. Diesem Hochgefühl macht er an allen Nachpoststationen, die er passiert, mit Nachdruck Luft (oder richtiger gesagt: Wasser); überall hinterläßt er Bulletins von herausfordernder Artroganz. In seiner Triumphstimmung hätte er es heute selbst mit Bobby aufgenommen, — mit Bobby, der Niederdogge, die so groß wie ein Kalb und so jähermähig wie ein Bullterrier ist und welcher er (Echnauf) im allgemeinen aus dem Wege zu gehen pflegt. Er sollte nur kommen, dieser Kalbshund! Diese Geseßschnauze! Dieses Frießange! Sollte er nur kommen, — er (Echnauf) würde es ihm schon geben, daß er (Bobby) hinterher nicht mehr japsen könnte!

Echnauf, an Bobbys Garten angelangt, läßt ein herausforderndes Gebell ertönen. Und er braucht nicht lange auf den Erfolg seiner Aktion zu warten: schon kommt die Dogge

mit riesigen Sägen herangerast, und schon ist sie am Tor. Aber sie macht keinen Versuch, herauszukommen, denn daran hindert sie ein strenges Verbot ihres Herrn. Statt dessen beginnt sie in irrfinnigem Tempo auf der inneren Seite des Gartenzauns entlang zu rasen; Echnauf tut seinerseits das gleiche auf der äußeren. Hin und her geht es unter furchtbarem Gebell und Gegeifer, von Zeit zu Zeit machen sie halt und schäumen und knurren und klaffen sich an, durch die entstehenden Gitterstäbe hindurch ihre wutgetraunten Nasen gegeneinanderstoßend.

Echnauf hat kein bißchen Angst; nicht nur, weil der Feind hinter dem Zaun bleibt, sondern weil er auch für den Fall, daß Bobby herauskommen würde, seines Erfolges sicher ist. Echnauf hat nämlich einen feinen Plan! Um diesen aber auszuführen, ist es nötig, die Dogge aus ihrer Reserve, die ihr der Zaun und die Furcht des Herrn aufrichten, hervorzulocken und zu einem Ausbruch zu veranlassen.

Echnauf macht unregelmäßig Schluch mit dem Hin- und Heralaufspiel, so daß die Dogge, ganz aus der Fassung gebracht durch diese Regelmäßigkeit, ebenfalls stehen bleibt und ihn unsicher aus ihren Blutunterlaufnen Augen anstiert. Echnauf hebt das Bein und schreibt etwas Beladigendes an den Steinpfiler, an dem sie gerade stehen. Bobby liest es mit verzächtlicher Nase, knurret und jährt, beinerhebend,

den Gäh des Hundgeheißts. Aber der Schwärze nimmt sich gar nicht die Mühe des Entziffers, sondern antwortet unverweilt mit einer Cotteise von derartige Unverschämtheit, daß Bobby, als er sie zur Kenntnis nimmt, außebult vor Wut. Echnauf schüt das Feuer mit Bedacht. Schließlich hat er die Dogge mit seinen Beladigungen so aufgebracht, daß sie, mit einem Prankenhschlag die Tür aufreißend, heraus auf den Begeir sich lürzt.

Aber Echnauf ist schon weg. Bobby sieht ihn eben noch um die Ecke flühen und ist mit Tigerläsen hinter ihm her. Echnauf rennt aus Leibeskräften, aber sein Verfolger cücht ihm immer mehr auf den Pelz. Noch zwei Bäume weit, noch einen, noch eine Hundelänge, schon glaubt Bobby den Nüchling im nächsten Moment packen zu können, da — verschwindet Echnauf unregelmäßig von der Rennstrecke. Der Kalbshund bemitt so stark, daß er beinahe die Balance verliert und dreht um. Ah, hier ist ein Loch im Zaun! Hinterher!

Dieses Hinterher ist genau das, was Echnauf erwartet und womit er gerechnet hat. Der Zaun, der aus düstem Drahtgesecht besteht, ist an dieser Stelle von fleisigen Hundepfoten unterwühlt und aus der Erde herausgezerrt. So bietet sich ein halbkreisförmiger Durchschluß, gerade eben groß genug, um Echnauf, der ihn oft bemagt, passieren zu lassen, aber unretäbso zu klein für eine Dogge.



Strand von Blankenese um 1800

Jakob Gensler

Schnauf triumphiert. Er macht Anstalten, den geprellten Feind nun noch geduldig zu verhöhnen, da sieht er, daß seine Erwartungen weit übertroffen sind. Die Bestie sitzt fest! Eingeklemmt von der Ende des Loches, in das sie sich mit Kopf und Schultern hineingeschoben hat, und verstrickt in die herumhängenden Drahtenden, kann sie weder vor- noch rückwärts, kann nichts tun, als heulen und mit den Pranken die Erde aufwühlen. Alle ihre Anstrengungen haben nur den Erfolg, daß sie sich immer hoffnungsloser festfährt, und ihr verzweifeltes Geheul wird so laut, daß die Nachbarschaft aufmerksam wird und von verschiedenen Seiten Schritte sich nähern.

Schnauf, ein ritterlicher Herr, und im Grunde gutmüthiger Charakter, verzichtet unter diesen Umständen auf eine noch intensivere Demütigung des Unterlegenen, — nicht ohne in diesen edlen Vorsetze von der erwähnten Annäherung neugieriger Frevlerinnen beeinflusst zu sein. Unter der Deckung dichten Gebüsches entfernen er sich am Gitter entlang, nimmt mit elegantem Sprung den nächsten Dutzend und erreicht durch ein andres Schlupfloch die Straße.

In diesem Augenblick öffnet sich im Hause gegenüber die Thür einen Spalt weit, und ein winziger kleiner Dackel erscheint. Schnauf erblickt ihn und erstarrt; seine rechte Vorderpfote, gerade zum Scheit erhoben, bleibt bewegungslos am Knöchelgelenk hängen. Der Dackel seinerseits, als er Schnaufen erblickt, bricht in ein freudiges Gejaule aus und läuft mit fürch-

terlichem Schwanzgewedel auf ihn zu. Schnauf legt sich platt auf die Erde, — der Dackel besperrt näher. Schnauf macht plötzlich einen ungeduldrigen Aufsprung wie ein toller Jagenbock, wobei er sich in der Luft um seine eigene Achse dreht. Dann cast er, ein abgeschossener Pfeil, auf den Dackel los, und das wilde Hahsch, Kern und Purzelspiel vergnügter junger Hunde nimmt seinen Anfang.

Der Dackel ist in Wirklichkeit eine Dackelin, und hört auf den Namen Lotte. Sie ist Schnaufens große Liebe, und Schnauf ist die ihre. Beide bedauern es aufs Tiefste, von so erheblicher körperlicher Verschiedenheit zu sein (Schnauf würde gut und gerne sieben Votten aufwiegen) und darum und aus rassistischen Verantwortungsgesühl keinen ehelichen Band eingehen zu können. Aber desto besser passen sie geistig zusammen: sind beide schlau, genüßsüchtig, humorvoll und haben Charakter — eine Eigenschaft dieser letztere, der ihnen zwar zum Vob, ihren Herren aber zum Schaden gereicht, denn bei Hundem pflegt sich Charakter verzwangsweise durch Ungehorsam auszudrücken.

Nur eins hat Schnauf an seiner Lotte anzusetzen: sie geht niemals auf gedankliche Anregungen ein. Heute versucht er es wieder; er geht zu einem dafür geeigneten Baum und schreibt etwas Järlisches. Lotte liest es und wedelt geschmeichelt mit ihrem Ningsinntrichschwanz; aber nicht sie antwortet nicht. Und Schnauf überlegt zum hundertsten Male, wie dümm die Weiber doch im Grunde sein. Sie

riechen gut, sie haben einen schatmannten Zug um das Schnäußchen, sie besitzen überhaupt so ein gewisses Etwas, etwas Unbellebbares, das sie reizvoll macht, aber man kann sich nicht verständig mit ihnen unterhalten. Aber hat man schon jemals gehört, daß eine Hundefrau das Bein erhoben hätte!

Nach ist er mit diesen Gedankengängen beschäftigt, da öffnet sich die Thür wieder, und eine scharfe Frevlerstimme ruft nach Votten. Natürlich pariert Lotte nicht, dafür ist sie Dackel und ein Charakter. Aber es hilft ihr nichts, sie wird gejagt und gefangen, und auch Schnauf, der die Verhaftung nach Kräften bestritt, kann dieses traurige Ende nicht verhindern. Die Thür schließt sich hinter der quatschenden Hundedame, und resigniert macht sich der verlassene Cavalier auf den Heimweg.

Aber bald hat er seinen Kummer vergessen. Wichtigeres gibt es jetzt zu überlegen, als die Anze der Vergangenheit. Es gilt einen Plan auszustüßeln, wie er eines Frettkampfers habhaft werden kann, es gilt, sich vor der moeglichen Neimigung zu drücken, es gilt, zu bedenken, auf welchen der (sämtlich verbotenen) Tejas er sich dem Vermitlungs-schlummer widmen soll.

Also überlegend trottet Schnauf seiner Heimstatt zu. Jetzt die letzte Erde, — sein Haus ist in Sicht. Schnauf erläßt an seinen Spezialbaum noch schnell eine grobe Vorstöße, dann beginnt er sich, die Steinertreppe empor, zur Haustür und traute einlassend.

PETER, DER KAPITÄN

VON ARTHUR M. FRAEDRICH

„Nu möt wi woll wedder loo!“ sagt Peter Steinbagen, der Kapitän des schon klappigen Dampfers, der die Diffeiseneln mit der Stadt, mit dem Festland verbunden, stetig auf die offene Kommandobrücke und greift nach dem Draht der Sirene. Heinrich, der Schiffsmann, steht schon an der Reding, bereit, das Kollepp hochzunehmen, und „Christöpör“, der in Transfieren abgenuene Steuermann, tappt nach einem „Jun, is woll Tad!“ auf der Kaimauer entlang. Klettert in den eisernen Prabh, der, voll Fracht, allmorgendlich ins Schleppe genammen wird, und zurt das vom Achterteil des Dampfers herüberhängende Lauende um den Ertern.

Deimal heutz der Sirene brüchiger Ton über das flache Eiland, und man wissert die Banen und Fischer, die Laaglöner und Handwerker, daß es fünf Minuten vor sieben ist, und daß der, welcher mit will in die Stadt, sich sputen muß; denn seit Peter den Dampfer fährt, herrscht Pünktlichkeit. Das ist allerdings auch das Einzige, was der damals von „großer Fahet“ heimgesene Erbe der „Dampferbötter“, wie die Steinbagens genannt werden, neu eingeführt hat; alles andere ist so geblieben, wie Großvater und Vater es gehalten haben.

„Wenn ji next wullt, kommt tau mi“, hat Peters Großvater einmal gesagt. Das ist ein Wort, das noch heute ebenan bei Steinbagens, Steuermann und Maat sind für den Kapitän da, und der Kapitän ist für den Steuermann und den Maat da, basta! Denn, wenn Peter gut verdient mit seinem „Fahetbetriet“ und seinen Krachten, dann verdienen Christöpör und Heinrich auch gut; und wenn Peter wenig oder gar nichts verdient — wenn es zuagereien ist —, dann verdienen sie alle drei wenig oder gar nichts, dann wird dem Erparten gelobt. Und das Erpartes da ist, dafür hat der Kapitän wie für alle andere die Verantwortung übernommen.

„Bi joo mal ein gred Familie“, hat Peter damals gesagt, als er Christöpfers schwer erkrankte Mutter mit dem Dampfer bei Nacht und Nebel und mit Voll Dampf in das städtische Krankenhaus gebracht hat und nach dem gerammten Hinweis: „Das Beste is gred gaut genaug für Christöpfers Mudder, Herr Dokter“, woertag durch die wende Nacht zurückgefahren ist.

Was Wunder, wenn Heinrich jenseits als Christöpör zu gerne von „um! Dampfer“ und „um! Prabh“ sprechen, und was Wunder, wenn in all den Jahren kein Sturm und kein Wetter den dreien etwas anhaben konnte.

„Alter Klee?“ fragt Peter Punkt sieben nach dem Prabh herüber. Christöpör überprüft schnell noch einmal das armidee Bauplan, das die beiden Fahrgänge verbindet, wirft einen abschließenden Blick auf die schwarze Ladung des Prahns, nickt und ruft nach einem Blick landwärters zurück: „Herr Hödenreich woll et noch mi, Krip!“

Das Herr hat bei Christöpör eine ganz besondere Befomung. Und Peters Mundwinkel ziehen sich nach unten, als Heidenreich, Herr Gutsbefitzer Heinrich, von dem man auf der Insel meint: „Dat is kein Buer nich“, anfänglich wird, so schnell, wie es seine tadelloe gebägelte Hofe zuläßt, daherscheitert, auf den Dampfer steigt und nun pustend feststellt: „Vad wäre ich zu spät gekommen, Herr Steinbagen. Ich habe es nämlich sehr eilig; ich muß nach Berlin zu einer wichtigen Konferenz. Käst sich die Fahrgänge nicht etwas herabdrücken, damit ich den Zug acht Uhr zehn auch bestimmt schaffe?“

Peters wulstige Augen legen sich tief über die blauen Steuermannsaugen, und er erwidert höfentlich (wenn Peter höfentlich spricht, stimmt irgend etwas nicht): „Eine Stunde fahren wir, wie Sie wissen; wir sind schon pünktlich drüben“. Geiler als gewöhnlich greift er ins Steuerrad, zurt durch das Sprachrohr: „Langsam voran!“ und verfolgt nun mit Aufmerksamkeits das Abdröhen des Dampfers, wie dieser langsam in Fahet kommt und wie der schwerbeladene Prabh sich träge, widerwilling in die Kielelinie einfügt. Straff wie eine Geigenfalte ist das Bauplan.

Heinrich, der Schiffsmann, sieht in den Augen seines Kapitäns neben dieser selbstverständlichen Aufmerksamkeit noch etwas anderes, und als er sich umdreht, den Fahrgängen, den Bauern und Fischern ins Gesicht sieht, liest er auch hier: Du fährst allmonatlich drei, viermal nach Berlin, Geshäfte zu machen, und dein Hof verlüdert; weißt mein Lebtag kein Bauer.

Fremd, fast fremdlich ist sein Blick, der einen Augenblick auf Herrn Hödenreichs jubelnderen Akzentfische verhält.

Plötzlich ein Knall, ein Anpall, Wasser spritzt.

Das Tau ist gerissen, das zurückschnellende Ende trauf Christöpör hart am Kasse und warf ihn über Bord. Drei, drei am Ufer Stehende springen ihm sofort nach, aber es sind mehr als hundert Meter bis zu ihm.

„Stopp! Rückwärts!“ brüllt Peter in das Sprachrohr, springt von der Kommandobrücke auf das Deck, ruft: „Heinrich, für ein dei Bruch taurüch!“ wirft das Jockel ab.

„Um Gottes willen!“ tritt ihm der Gutsbefitzer entgegen. „Ich muß meinen Zug schaffin!“

Peter sieht ihn fremd an.

„Alter Herr Steinbagen! Leben Sie doch, zwei, drei sind ihm schon nachgesprungen. Ich muß unbedingt pünktlich zur Konferenz!“

Peters Augen sind weit aufgereizt; er versteht nicht, daß man in diesem Augenblick von Konferenz sprechen kann. Ohne daß er es weiß, schrauben sich seine braunen Pranken um die Schultern des Gutsbefitzers. „Minch!“ gurgelt er.

„Ich bitte Sie, Herr Steinbagen! Es handelt sich für mich um Tausende! Wenden Sie, um Tausende!“

Es unflammet Peter, er will ihn nicht loslassen. Ein Geshäfte, ein Niesengeshäfte sieht er gerinnen. Den alten Mann, der dort im Wasser, kaum dreißig Meter entfernt, um sein Leben ringt, den sieht er nicht.

Peters Augen sind nun ganz dunkel und sein Mund steht weit offen, als habe er den Lebhaftigen vor sich. Brutal ist der Stoß, mit dem er den Gutsbefitzer zur Seite schiebt. „Min! Min! Christöpör fall et versuppen laten!“ kucht er.

Gast im selben Augenblick ist er im Wasser, als erster von allen, die nachgesprungen sind, bei Christöpör, der, betäubt vom Schlag des Lauendes, am Versinken ist. Er faßt ihn unter die Arme, rudert an Land, hebt ihn mit Hilfe der anderen auf die Kaimauer und schleppt ihn dann durchs Dorf in sein Haus.

Inzwischen ist der Dokter zur Stelle. Erst als dieser den Ohnmächtigen nachgesehen hat und nach einer gründlichen Untersuchung feststellt, daß zu einer Besorgung kein Anlaß vorliegt, wechselt Peter die Kleidung und geht an den Hofen zurück.

„So noch mal gaut aufpassen“, brummt er, als er den Dampfer betritt, den Heinrich inzwischen an den Ladungssteg zurückmanövriert hat.

„Wenden wir's noch schaffin?“ empfängt ihn Herr Gutsbefitzer Heidenreich.

„Voll Dampf voran!“ ruft Peter statt zu antworten durchs Sprachrohr. Dann fixiert er wie sich hin, als dränge es ihm jetzt erst ins Bewußtsein, was geschehen ist, wie klein der Scheit zwischen Leben und Tod ist, von dem er Christöpör, den alten braven Christöpör, der Jahrzehnte neben seinem Vater und nun schon etliche Jahre neben ihm gestanden, zurückgeschrieben hat.

„Der Aufenthal hätte nun wirklich nicht nötig getan“, meint der Gutsbefitzer. „Die anderen hätten den alten Mann sicher auch gerettet.“

Da hebt Peter den Blick, aber er kann nichts sagen. Er weiß auch gar nicht, was er sagen muß. Langsam wendet er sich ab, streicht, ohne plötzlichen Eingebung folgend, dem neben ihm stehenden Schiffsmann über den blinden Schopf und knurret dumpf: „Dat verstaht Sei woll doch nich.“

Während aber die Mathematik, wie bei so vielen andern, gänzlich verfaßt hat, machte er die Beobachtung, daß sein Roulette gewisse Regelmäßigkeiten betreffs Bevorzugung gewisser Nummern aufwies. Er schaffte sich noch einige andere Rouletten an, die besten Präzisionsinstrumente, die in der damals einzigen Pariser Fabrik zu haben waren.

Er konstatierte nun bei diesen Experimenten, daß jedes seiner Rouletten ihre Eigentümlichkeit hat. Nachdem diese konstatiert war, faßte er seine Beobachtungen in folgenden logischen Satz zusammen:

„Nichts, was die Menschenhand herstellt, ob rein handwerksgemäß oder maschinell, ist perfekt.“ Wenn es auch nun möglich ist, durch Wasserwaage die Drehhöhe der Roulette bis zur letzten Feinheit gleichzustellen, so ist es ausgeschlossen, daß die 37 Abteilungen, in die die Roulettetafel hinovollt, ganz gleich groß sein können. Die mindeste Abweichung in den Größenverhältnissen der Nummernabteilung müßte aber in der Auswirkung des Durchschnittes, wie oft jede Zahl erscheint, sich ganz merklich in der Bevorzugung jener Nummern zeigen, deren Abteilungen, wenn auch nur um eine Haarsbreite, breiter sind als die andern. Diese Beobachtung war wissenschaftlich absolut richtig. Gewisse weitere Beobachtungen, wie die über Zahlenfolgen, daß zum Beispiel bei gewissen Rouletten nach der Zahl 33, 1, 20 meistens die Zahl 17, 32 und 0 gekommen ist usw., baute er zu seiner Systematik, die man das „System der Unvollkommenheit der Roulette“ nennen könnte, aus.

Er ging an die Arbeit mit derselben Gründlichkeit, wie man an den Bau einer Eisenbahn gehen würde. Er nahm sechs Gehilfen auf, fuhr mit ihnen nach Monte Carlo und verteilte seine Gehilfen bei sechs verschiedenen Rouletten. Die Gehilfen hatten keine andere Aufgabe, als die Nummernfolge zu notieren. Abends setzte sich dann Jagger in sein Hotelzimmer und sang an zu rechnen. Nach drei Wochen hatte er ein genaues Verzeichnis über die Naturgeschichte der beobachteten sechs Roulettetische.

Dieser Schwerarbeiter des Hazard lebte während der ganzen Zeit sparsam und zurückgezogen wie ein Bankrottier.

Das gesamte Kapital Jagers betrug ja nur 5000 Pfund und trotz der bescheidenen Lebensweise verschlang die Expedition bedeutende Summen. Der Montagvormittag, an dem Jagger mit seinen Gehilfen bei den Spieltischen erschien, war wohl das bedeutungsvollste Ereignis in der Geschichte der Spielbank, denn das war die erste und vielleicht auch die letzte Gelegenheit, wo ein unter den damals gegebenen Umständen unsichtbares System in Tätigkeit gesetzt wurde. Jagger und seine Leute spielten auf sechs Tischen auf einmal jene besonderen Nummern, die Jagger seinen Leuten zu spielen befohlen hatte. Das Resultat einer zweistündigen Schlacht war, daß er sein Spielkapital von 5000 Pfund vervierfacht hatte. Das Aussehen war ungeheuer. Die Kasse und Präzissen, womit die Angestellten Jagers arbeiteten, die Ledenschaufelbarkeit des Spieles, die Unbegreifbarkeit, was und warum sie so spielten, hatte sowohl Spielpublikum wie die Direktion der Bank unerhört aufgeregt.

Am selben Nachmittag erschien Jagger mit seiner Leibgarde zum zweiten Male. Sie spielten von 4 bis 6 Uhr nachmittags und wieder war die Bank um 25 000 englische Pfund ärmer geworden. Am nächsten Tag wiederholte sich dasselbe Schauspiel. Mit ruhiger Sicherheit erschien Jagger und seine Gehilfen bei den Tischen. Sie eruchten ihr Geld, machten gerade so fahrlässig ihre Käse, kassierten ihre Gewinne ein, wie wenn sie am Schalter irgendeiner Bank beschäftigt wären. Der zweite Tag endete wieder mit einem Gewinn von 40 000 Pfund. Der dritte ebenfalls. Die Bankdirektion wurde von einer Panik betroffen.

Camille Blanc, der Sohn des Gründers, rechnete mit dem Besten in der Hand bereit aus, daß er sein Unternehmen innerhalb von 14 Tagen sperren könnte, wenn man Jagger und seiner Gefolgschaft nicht irgendein das Handwerk legte. Nach dem dritten Tag kamen die Roulettefachwerksständigen Camille Blancs darauf, daß die kleinen einzelnen Fehler der Rouletten von Jagger ausgenutzt worden. Man tauschte demzufolge in der Nacht die Roulettetische aus. Und richtig! Der vierte Tag des Jaggerischen Angriffes endete mit einem Mißerfolg. Er verlor 40 000 Pfund und zog sich daraufhin zurück. Drei Tage beobachteten Jagger und seine Helfer die Roulettetische und bemerkten an kleinen, minimalen Anzeichen, daß die Gehilfen ausgetauscht wurden. Nach drei Tagen hatten Jagger und seine Helfer aber herausgefunden, daß jede Roulettetische irgendein kleines Erkennungszeichen hat. Einen kleinen Kratzer, einen Punkt am Email, eine gewisse andere Förmung in der Farbe der



Niccolò Paganini.

Paganini

Kubin

Der Besieger von Monte Carlo

Von Jacob Haringer

Der einzige Mann, der mit Systematik — ich wähle mit Absicht das Wort Systematik statt System — die Bank besiegt hatte, war Ingenieur Jagger. Ein von Deutschland nach England ausgewanderte Mechaniker und Mathematiker, der sich mit dem Problem der Roulette lange Jahre bevor er in Monte Carlo erschien, innig befaßt hatte. Während Garcia, Wells und die andern preiswürdigen Sieger trotz ihrer Niederlage Weltreim erreicht hatten, ist die Gehalt Jaggero nie in dieses mystische Licht gerückt worden, die sein definitive Sieg verdient hätte. Aber Jagger war kein Abenteurer. Er war ein ruhiger, ruhiger Arbeiter, der sein System, das eigentlich kein System war, sondern nur der Abglanz einer geduldigen Beobachtung der Roulettetische, in Jahren langer, mühseliger Arbeit ohne jeden dekorativen Aufwand zusammengetragen hat.

John Jager lang arbeitete er zu Hause in einer kleinen nordamerikanischen Stadt an dem mathematischen Problem, die Folge des Zufalls mit Hilfe der Wahrscheinlichkeitsberechnung in ein einseitiges festes Gebilde zusammenzufügen.

Nummern. Mit diesen Beobachtungen ausgerüstet, war er wieder Herr der Situation. Er konnte wieder jede Eigenmächtigkeit der Instrumente und gewoim innerhalb von drei Tagen sowohl das Verlorene zurück, wie weitere 70 000 Pfund. Die Handkretion lag in ihrer Nutzlosigkeit den technischen Leiter der Roulettetabellen aus Paris holen. Sie setzten ihm das System Jaggess auseinander und der jüdische Roulettetechner hatte sofort eine Abwehrrassnahme. Man mußte nur den inneren Teil der Roulettescheibe, wo die Abteilungen raben, beliebig drehbar machen. So konnte jeden Tag die Roulettescheibe verstellt werden und die Fehler der Roulette, die nicht zu beheben waren, konnten jeden Tag auf eine andere Nummer verlegt werden. Dadurch war die Beobachtungsmöglichkeit für den Fehlerkoeffizienten befristet.

Das System Jagger hatte ausgelebt. Jagger war ein Mann der exakten Wissenschaften; kein Phantast und kein Spieler. Bereits als die Bank die Randompunkte seines Systems entdeckt hatte, wußte er, daß seine Herrschaft der Bank gegenüber nicht von langer Dauer sein wird. Er verließ sich nicht in sein Ziel unter allen Umständen, um jeden Preis zu verfolgen. Solange die Entdeckung von der Fehlerhaftigkeit der Roulettekonstruktion sein alleiniges Eigentum war, solange die Bank ihre eigenen Schwächen nicht erkannt hat, stand er über der Situation. In denselben Minuten, wo die Bank erkannte, wieso und warum sie gegen Jagger verlieren muß, hörte sie Überlegenheit auf. Nachdem der technische Direktor der Pacific Roulettetabelle die Vorteilhaftigkeit der Nummernscheibe eingelegt hatte, spielte Jagger nur noch einen einzigen Tag noch und auch da sehr vorsichtig, tastend.

Nach kaum 1/4 Stunden Spiel konstatierte er, daß sein System keine Lebensberechtigung mehr hatte.

Es war auch nur natürlich, daß die Bank in derselben Sekunde, wo sie die Nichtigkeit des Angriffes erkannte, auch sähig war, für die Gegenwehr zu sorgen. Jagger verschwand aus Monte Carlo gerade so wie scheiden, ohne Aufsehen, wie er gekommen war. Sein Bankkonto wies die stattliche Summe von 180 000 Pfund auf, ein Betrag, den die Bank nie mehr von ihm zurückholen konnte, denn Jagger begab sich wieder nach England, entlohnte seine sechs Gehilfen und lebte in dem grünen schattigen Bergen das Leben eines wohlhabenden Gentleman. Einen Epistolat betrat er nie mehr. Für ihn war der Glückstrraum des Roulettes mit Erfolg ausgeblüht.

In den Annalen der Bank, in der tagesbahartigen Aufzeichnung über alle Vorkommnisse des Spielbetriebes nimmt Jagger trotz der kurzen Dauer seines Auftretens einen wichtigen Platz ein. Alle Phasen seines Spieles, die ganze Art und Weise seiner Spielmethode, jeder einzelne der Sätze, deren Folge, ist haargenau aufgeschrieben.

Die Schlussbemerkung des Berichtes lautet: Jagger ist am heutigen Tage abgereist. Die Bank verlor an ihn beinahe 4 Millionen Francs. Dieses Geld kann nicht mehr zurückgeholt werden, denn Jagger ist kein Spieler, sondern Techniker und Mechaniker. Er setzte gegen die mathematischen Vorteile der Bank, die mechanischen Fehler der Roulette ein.

Mit dieser Schlussbemerkung der Bankaufzeichnung über die kurze, meteorartige Karriere Jaggers ist mehr über ein Spielstücken gesagt, als in vielen Hunderten einschlägigen, wissenschaftlichen Werken zusammen.

Nah am See

Ich verbrachte meinen heutigen Urlaub in einer kleinen Fischerhütte auf einem der großen majestätischen Seen. Die Käte, in der meine Gastgeber wohnten, lag ein wenig abseits vom Dorfe auf einem mit Launen bewachsenen Hügel, hinter dem gleich der See begann. Ich selbst haule in einem Schuppen, der an das strohgedeckte Holzhaus angebaud und von einem schmalen Garten umgirt war. Nicht von dem niedrigen Zaun standen auf einer Art Tragbühne mehrere Bienenkörbe, so daß ich von meinen Fenster aus bequem den anliegenden Wäldern zusehen konnte.

Die Unterkunft hatte mir einer meiner Brüder ausgemacht, der gelegentlich einer Kaltbootfahrt auf den stillen Märjänneseen gestochen war. Es lag gewiß mehr noch an der verschlossenen Familie, die aus Mann, Frau und zwei halbverwachsenen Kindern bestand, als an mir, daß wir eine rechte Bindung miteinander nicht zu knüpfen vermochten. So waren denn auch die Worte, die wir seit meiner Ankunft gewechselt hatten, zu zähen. Aber da ich sonst nichts zu klagen hatte, und ich überdies der Ruhe nachgegangen war, ertrug ich das Schwiegen gerne.

Es war am vierten Sonntag, den ich dort verlebte, als mich zu meiner großen Verwunderung der Fischer am Morgen berichtet, er fahre mit seiner Frau in die Stadt und komme erst spät in der Nacht zurück. Ich möge mich doch ein wenig der Kinder annehmen. Zwar sei die Dorei geschickt und vernünftig genug, auch seine sie für das Essen; aber der Martin habe es nur mit dem See zu tun. Das sei wohl eine nicht zu verwerfende Leidenschaft, jedoch nur dann, wenn er, der Vater, dabei



Beduinenknobe K. Sprenger

Von Ernst Handschuch

sei. Dem braven Mann fiel das Sprechen schwer, vielleicht auch schien ihm die Bitte recht ungeheuerlich. Die Frau, die während seines Vorbringens in einer Ecke des Küchenraumes stand, blickte mich über das an dem ich war froh, mich den Worten gefällig zeigen zu können und sagte gerne zu. Sie machten sich reisefertig und begaben sich sogleich auf den Weg nach dem Städtchen.

Der Morgen verging rasch. Die zwölfjährige Dorei, ein schmales Mädchen mit seltsam entschlossenem Gesicht, war vollumfänglich mit den Vorbereitungen zum Essen beschäftigt, und Martin, ein überaus kräftiger Junge von etwa acht Jahren, half ihr dabei.

Das Mahl mundete ganz besonders, und ich betraute es nicht, daß ich es gemeinsam mit den Kindern in der Käte einnahm. Auch versäumte ich es nicht, Dorei ein Lob zu spenden. Sie nahm es kumm entgegen. Ich redete noch dies und jenes, scherzte mit Martin und unterwies ihn, dertweil Dorei die Küche aufräumte, in der Kunst, Eisenblasen zu machen.

Die Kinder hatten in all der Zeit geschwiegen. Selbst die Handreichungen, die sie einander gewährten, waren von keinem Wort begleitet. Als Martin die kleine Kunst endlich bezweifeln hatte, ging ich hinaus in das Gärtchen und setzte mich auf die alte Bank vor dem Schuppen. Ich schaute dem Rauch meiner Pjarete nach, der in unruhig-schliefen steifen Ringeln geradewegs zum Himmel aufstieg, so, als wolle er dessen Blau verbessern. War es die verlorene Beschäftigung, der ich nachging, war es das einzige Geringe der Bienen, das mir wie ein ferres Gezeig in den Ohren lag, kurzum: ich schlief ein.



Anton Leidl 35

Anton Leidl

Porträt Eugen Roth

GEDICHTE VON EUGEN ROTH

Von Eugen Roth ist dieser Tage im Verlag von Alexander Duncker-Weimar ein Bändchen mit „Heiteren Versen“ erschienen, das unter dem bündigen Titel „Ein Mensch“ und dem nicht minder bündigen Motto „Hominibus bonae voluntatis“ die Aufmerksamkeit aller Menschen, die

Man wird bescheiden

Ein Mensch erhofft sich fromm und still,
Daß er einst das kriegt, was er will.
Bis er dann doch dem Wahn erliegt
Und schließlich das will, was er kriegt.

Peinliche Erkenntnis

Ein Mensch erblickt das Licht der Welt —
Doch oft hat sich herausgestellt
Nach manchem trüb verbrachten Jahr,
Daß dies der einzige Lichtblick war.

Der starke Kaffee

Ein Mensch, der viel Kaffee getrunken,
Ist nachts in weichen Schlaf gesunken.
Nun muß er zwischen Tod und Leben
Hoch über Schlammgraben und Schweben
Und sich mit flatterflinken Nerven
Von einer Angst zur andern werfen
Und wie ein Affe auf dem schwanken
Gerzeweige turnen der Gedanken.
Muß über die geheimsten Wurzeln
Des vielverdrungenen Daseins purzeln
Und hat verlaufen sich alsbald
Im höllischen Gehirn-Urwald.
In einer Schlucht von tausend Dämpfen
Muß er mit Spuggestalten kämpfen,
Muß von Gespenstern blöd geißelt,
An Ueber, Schule, Krieg, Geschäft
In tollster Überblendung denken
Und kann sich nicht ins Nichts versenken.
Der Mensch in selber Nacht beschließt,
Daß er Kaffee nie mehr genießt,
Doch ist vergessen alles Weh
Am andern Morgen — beim Kaffee.

Als ich erwachte, stand Dorei vor mir. Sie hatte ein rotes Kleid an, das ihr ein wenig zu kurz war. Das braune Haar hatte sie glatt gekämmt und in der Mitte gefächelt. Die beiden Höpfe hing sie über die Brust. Sie stand an den Schuppen gelebt und schaute mich aus dann noch an, als ich längst erwacht war. Ihr Blick machte mich verlegen. — „Dorei“, sagte ich schließlich, um das Schwitzen zu brechen, „es ist, als fühlst du dem See entfliegen.“ Erhaben sie nicht zu hören, was ich sprach, oder verstand sie es am Ende nicht? — Sie kam bei meinen Worten in die Knie und umfing ihre nackten Beine mit beiden Armen. Immer noch war ihr Blick auf mich gerichtet. Ich stand auf, ging langsam auf sie zu und hob sie auf. Schwer hing sie in meinem Arm. Beutsum umfaßte ich sie und

Arbeiter der Sirn

Ein Mensch sitzt kummervoll und stier
Vor einem weißen Blatt Papier.
Jedoch vergeblich ist das Sihen —
Auch wiederholtes Beistiftspitzen
Schärft statt des Geistes nur den Stift.
Auch der Zigarre bitteres Gift,
Kaffee selbst, kannenvoll geschlürft,
Den Geist nicht aus den Tiefen schürft,
Darinnen er, gemein verbodt,
Höchst unzugänglich einsam hockt.
Dem Menschen kann es nicht gelingen,
Ihn auf das leere Blatt zu bringen.
Der Mensch erkennt, daß es nichts nützt.
Wenn er den Geist an sich besitzt,
Weil Geist uns dann erst Freude macht.
Sobald er zu Papier gebracht.

Briefe, die ihn nie erreichten

Ein Mensch denkt oft mit stiller Liebe
An Briefe, die er gerne schrieb.
Zum Beispiel: „Herr! Sofern Sie glauben,
Sie dürften Alles sich erlauben,
So teil' ich Ihnen hierdurch mit,
Daß der bewusste Eselsritt
Vollständig an mir abgeprallt —
Das weitere sagt mein Rechtsanwalt!
Und wissen Sie, was Sie mich können? ...“
Wie herzlich wir dem Menschen gönnen,
An dem, was nie wir schreiben dürfen,
Herzumsusteln in Entwürfen.
Es macht den Zornigen sanft und kühl
Und schärft das deutsche Sprachgefühl.

Für Fortschrittler

Ein Mensch liebt stännd, fast entsetzt,
Daß die moderne Technik jetzt
Den Raum, die Zeit total besiegt:
Drei Stunden man nach London fliegt.
Der Fortschritt herrscht in aller Welt.
Jedoch, der Mensch besitzt kein Geld.
Für ihn liegt London grad so weit
Wie in der guten alten Zeit.

schritt mit ihr zum Garten hinaus, über den Hang hinweg zum See.

Ein Wasser war fast schwarz und das Ufer glatt von dem vielen Lammennadeln. Es sah sich kühl auf ihnen. Auch noch es nach Harz. — Wer weiß, wie lange wie so nebeneinander saßen? Nichts wurde gepflogen wie gesprochen, nur hatte Dorei ihren Arm um meine Hüfte gelegt.

Das Pfätschen eines Kahnes ließ mich aufschrecken. Es war Martin, der da läse am gerudert kam und an einer Wurde, die weit in das Wasser hinausprang, festmachte. Er sah uns nicht. Den Kopf mit der Geißelbeule hatte er vor sich auf der Ruderbank stehen und blies aus einem langen Strohhalm unaufhörlich die schillernden Bälle über den See. Der verschluckte sie lautlos. Ich dachte an

bereit sind, sich im Spiegel einer launischen Selbstkritik zu betrachten, erregen wird. Wir wünschen dem fröhlichen Brevier, aus dem wir nachfolgend einige Glanzstücke abdrucken, einen vollen Erfolg.

Die Redaktion der „Jugend“.

Sprichwörtliches

Ein Mensch bemerkt mit bitterm Zorn,
Daß keine Rose ohne Dorn.
Doch muß ihn noch viel mehr erbosen,
Daß sehr viel Dornen ohne Rosen.

Beherrigung

Ein Mensch, der sich zu gut erschienen,
Als Vorstand dem Verein zu dienen
Und der, bequem, sich ferngehalten,
Die Kasse etwa zu verwalten,
Der viel zu faul war, Schrift zu führen,
Kriegt einst der Reue Gift zu spüren:
Seine sechzigster Geburtstag naht —
Wo schreiet wer zur Glückwunschtat?
Tut dies am Ende der Verein?
Nur für ein unnütz Mitglied? Nein!
Kein Ständchen stramm, kein Festprogramm,
Auch kein Ministertelegramm,
Kein Dankesgruß der Bundesleitung
Und keine Zeile in der Zeitung.
Wird etwa gar dann sein Begräbnis
Ihm selbst und andern zum Erlebnis?
Sieht man dortselbst Zylinder glänzen?
Schwankt schwer sein Sarg hin unter
Kränzen?

Spricht irgendwer am offenen Grabe,
Was man mit ihm verloren habe?
Ein Mensch liebt stännd, fast entsetzt,
Daß die moderne Technik jetzt
Den Raum, die Zeit total besiegt:
Drei Stunden man nach London fliegt.
Der Fortschritt herrscht in aller Welt.
Jedoch, der Mensch besitzt kein Geld.
Für ihn liegt London grad so weit
Wie in der guten alten Zeit.

den Maränensichtre und erschrak ein zweites Mal. — „Martin“, rief ich, „Martin, warum mußt du die Seffentagen gerade über den See blasen?“ Dorei vermerkte es nicht mehr, mich zu binden.

Der Knabe erschrak nicht. Ruhig wandte er seinen Kopf nach uns und lächelte uns an. — „Duldeten“, kam es nach einer Weile zurück, und du bringst Dorei an das dunkle Wasser. ...“ Einen Augenblick noch schaute er zu uns herüber, um alsdann um zu empfangen sein Spiel wieder aufzunehmen. Dorei hatte aufspringen und fortlaufen wollen. Doch ich zwang sie zu bleiben.

So fand und der Junge noch, als er längst den Kahn an die Pände zurückgebracht hatte. — „Dorei“, sagte er in seiner harten Sprache, „Dorei, wir haben Hunger.“

ZWEI FETTE HECHTE

Der Gollerwirt von Darham war ein Liebhaber der Forellenzucht. Er aß sie selbst gern und auch die Ausflugs Gäste wollten sie zu schätzen.

Ein Freund und Epsel, der Lafernwirt und Viehhändler Michael Zirm aus Dentenbuch mochte auch nicht immer Hechtele oder einen Zierentrater. Er ließ sich, wenn er nach Darham kam, jedesmal ein paar schöne Forellen aufwarten.

Einnmal bei einer solchen Gelegenheit sagte er zum Gollerwirt, der ihm zuschaute, wie er genießend Messer und Gabel und — fast noch den Teller abschleckte: „Kunnt ma leicht a so a Forellnbeutl gem. War wos für meine Stadtgäst und i fisch's jo a gem!“

„Warum net?“ antwortete etwas zögernd der Herr Gasthof. „Muagst hoit a Forelln wassa eloan.“

Im zeitigen Frühjahre grab der Zirm-Nichl einen Teich, machte einen Jalauf von der Würm, die hinter seinem Hause vorbeifloß, und auch einen Ablauf. Der Gollerwirt hatte ihn das genau beschrieben. Dann holte er in einem Fischzuber bei seinem Epsel einen schönen jungen Cäs und sagte dafür: „Bregete Owt!“

Der Gollerwirt sah ihm nach und kritisierte: „Dann is a wä, da Nichl, aba a bisl gihet scho a!“

Jeden Tag ging der Zirm-Nichl ein paar mal an den Teich und freute sich über das muntere Wesen der Tierchen. Mit der Fütterung hatte er die Wally betraut. Die trug alles herbei, was in der Küche abfiel und was der Metzger an Schlachtabfällen brachte. Die Gartenhäute waren ihre Wurzeln und Kräuterrinden in den Teich, um zum Gedeihen der Fischzucht etwas beizutragen.

Der Herr Lafernwirt setzte sich an die Tische der Stammgäste und officierte bereits seine Forellen, „wenns amoi sauba bergwachsn jan!“

Die Würm ist in der Gegend vom Bergschloß ein recht flott fließendes Wasser. Es hat keinen großen Fischbestand, aber der Hecht gedeiht und schliefst auf und ab mit gutem Maul. Es gibt keine, die ihn mit einer Art Schlinge fangen.

Eines Tages schaut die Wally so von ungefähr vom Ufer ins Wasser und sieht einen recht schönen Hecht stehen. Da sie das Fangen mit der Schlinge kennt, geht sie halt her und fangt ihn. Bei näherer Betrachtung findet sie ihn noch etwas gar gering. „Leicht könnt ma den no a bisl wachsn lassn“, denkt sich da die Wally und wirft ihn in den Fischteich. Denn wo hundert Fische sind, haben auch hundert andere Plak.

Voll Etwas erzählt sie der Wirtin von ihrem Fang und ihrem guten Einfall, den Hecht im Fischteich noch wachsen zu lassen. Als der Wirt am Abend heimkommt, verliest sie auch ihm die Neuigkeit.

Der Herr Gasthof klopft ihr auf die Schulter und schaut sie verliebt an, denn die Wally

ist ein sauberes Stück Weltbild und seine Alte war gerade in der Küche beschäftigt. „Do muagst i ja a no oan fanga, daß's a Paarl woad!“ sagt er anerkennend.

„Ja ma“, sagt die Wally, „du kost as ja gem!“

Aber da hat der Nichl seine Augen verdreht wie ein abgestochenes Kalb und geantwortet: „I so no voi meha!“

Die Wally aber interessierte sich nicht für seine Fähsigkeiten und war schon wieder in der Küche verschwunden.

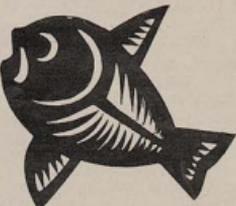
Wirklich schwamm einige Tage später im Fischteich noch ein zweiter Hecht. Trümpfend sitzte der Zirm-Nichl die Wally an den Teich, damit sie seine Tüchtigkeit anerkenne.

„Jest joit ma hoit wissn, ob's a wirkli a Paarl is!“ meinte die Wally.



Das konnten sie nun leider nicht feststellen, wohl aber ließ sich schon bald beobachten, daß die Hechte gut gedeihen. Sie wuchsen in den Sommer und in den Herbst und der Wirt meinte nur einmal gelegentlich, daß die Forellen halt gar so schreie Lärz seien und wohl das tiefe Wasser lieber hätten.

Die Wally schmiß in den Teich hinein, was bregzig. Die Hechte wurden fett, da mußten die Forellen ja auch schon gut gewachsen sein, wenn man sie auch nicht sah in dem trübren tiefen Wasser.



Fische

Aber die Neugierde war doch groß. Zuweilen erählte der Wirt von seinen Forellen und daß er jetzt den Teich bald etwas ablassen würde. Die grössten Forellen wollte er betausfischen und die andern überwintern lassen.

An einem schönen Herbsttag war es soweit. Die Wally trug einen Haber herbei, den sie mit Wasser füllte und der Wirt hatte ein kleines Fangnetz zur Hand. Das Wasser sank langsam, die Hechte schossen unruhig von einem Rand zum andern.

Aber von Forellen war noch nichts zu sehen. „Zammer noch nichte.“

„Ja, san dem dös im Eschlamm deunt?“ fragte die Wally. Der Wirt sagte gar nichts. „Es waeren keine Forellen da. Kein Eschlamm von einer Forelle war zu entdecken.“

„Ja, was is iagt dös?!“ fragte der Wirt und schaute die Wally fast verlegen an.

„Jagt so was!“ bekräftigte die Wally.

Beide versanken in Nachdenken. Dann tippte Wally den Finger gegen die Eiten und sagte langsam: „Ja mei, san mir bidd! Jest glaub i's scho! Dös Hecht san do Raubtier! Daß mir do net erredet ham? Dös kann in seine Forelln greffn!“

Es entstand wieder eine Ueberlegungspause, bis der Wirt den Eschlupfunkt unter den Dialog setzte: „Deum san dös Hecht so fett woen!“

Weller Wut wurden sie beausgefungen. Sie schlugen mit jugendlicher Kraft um sich. Aber sie mußten dran glauben.

Die Wirtin lachte nicht wenig, als sie den Bergang erfuhr. Der Wirt aber verzog sich, inders er eine Ueberlandfahrt vorstufte.

Er fuhr aber nicht zum Gollerwirt nach Darham.

Am Abend gab es in der Küche „Hechte, blau gejotten!“

„Gaat san es!“ sagte die Wally.

„Und jett!“ fügte die Wirtin hinzu. „Und an Forellnmascham ham's a wengere!“

Die Hechte wabbelten auf den Tellern, als die Wally sie bereinigte. Die dicke Wirtin wabbelte vor Lachen. Die Wally lachte auch.

Da wars aus.

Der Lafernwirt stand auf und schlug die Tür hinter sich zu. Was er im Hinausgehen noch gesagt hat, kann sich jeder Bayer leicht denken.

Numismatik

„Nisch, nenne mi einen Taler!“
 „Oreogastaler, Herr Lehre!“
 „Out... Weiter, Karl!“
 „Joachimsstaler — Epselstaler —“
 „Holt... Weiter, Max —“
 „? —“
 „Na, Max, denk einmal nach — mit M fängt er an!“
 „Emmentaler, Herr Lehre!“ H. K. B.

Bold



Das entlaufene Schwein

v. Velden

Der Hund, der seine Fahrkarte verlangte

Von Claude Farrère

(Berechtigter Uebersetzung von Anna Draue)

Ich will Ihnen die Geschichte eines Hundes, den ich liebte, erzählen. Es ist eine alte Geschichte. In jener Zeit rüstete sich eine mit befreundete Dame, die zwei oder drei Jahre in Indochina gelebt hatte, zur Rückkehr nach Frankreich. Und die ewige Frage kam aufs Tapet: über die Gegenstände, Tiere und Menschen, die man mitnehmen oder dalassen würde.

„Da ist vor allem Mapé! Oh! Mapé nehme ich mit!“

Mapé war ein Hund, gelb, was den Rücken, weiß, was den Bauch und schwarz, was die vier Pfoten und die Schnauze anbelangt. Ein Hund, der wie eine flammeische Katze aussah.

Man hat ihn erworben, als er ganz klein war, in, ich weiß nicht welchem Grenzdist, das Kamboedja von Laos trennt. Es war damals ein junger Hund, wie alle jungen Hunde und es wäre kein ersten Anblick schwer gewesen zu saagen, ob dieser junge Hund ein großer oder kleiner Hund werden würde. Tatsache ist, daß er ein mittelgroßer, ziemlich schöner, außerordentlich guter Hund wurde. Gut wie ein Hund, aber mit einem Temperament, einer Zurückhaltung, einer Schamhaftigkeit, wie eine Katze.

Die mir befreundete Dame hatte gesagt:

„Mapé nehme ich mit.“

Aber sie hatte es nicht vor Mapé gesagt. Denn Mapé hätte es wahrscheinlich verstanden. Und unglücklicherweise begann man an folgendem Tage die Koffer zu packen und Mapé sah die Koffer und sah, daß man sie packte. Mapé sah überdes, daß man die Etrosmatten und Vorhänge abnahm, und daß unheilberühnende Individuen, die Mapé in normalen Zeiten nach und nach zerflöscht hätte, wenn sie nur die Kühnheit gehabt hätten, sich der gebelagten Schwelle seiner Herrin zu nähern, überall umgehindert eintraten und Möbel wegtrugen. Mapé knurrte. Man erwiderte Mapé ohne Mitleid, einzig zu sein. Mapé, aufreißung gebrauch, gehorchte. Aber an jenen Abend wurde er krank.

Wöllig krank. Der eilig betriebsamer Tierarzt erkennt fünf oder sechs katagorisierte Krankheiten, von denen eine oder zwei tödlich sein konnten. Man löste dem Patienten drei oder vier Medizinien ein, die ihn sichtlich anstießen. Er benötigte dies, um nicht zu freesen. Um überhaupt nicht mehr zu freesen. Mapé war aber kein Hund, der sich von der Luft näherte, er brauchte reichliche Kost. Täglich zweimal wurden ihm ausgiebige Gerichte kreditt, von denen er für gewöhnlich nicht das Geringste übrig ließ. Von nun an ließ er alles stehen und beschränkte sich darauf, Wasser aus seinem Napf zu trinken. Er war übrigens ein

Vulgatier, das man aus Laune an Kaffee gewöhnt hatte. Mapé trank davon täglich eine stark geduckte Schale. Er willigte in diesen Falle ein, seine Schale nicht zu verschmähen und beflagte sich nicht, wenn man sie ihm übermäßig guckerte. Man tat es, um das arme Tier ein wenig zu stärken. Aber Mapé wurde trotzdem sehr schnell mager und schwach. In acht Tagen war er nur mehr ein Schatten dessen, was er gewesen war und der Tierarzt fing an, den Kopf zu schütteln.

Die Kofferbereitungen gingen dringender weiter und Mapé verfolgte sie mit düsteren Blick. Seine ehenen wie zwei Karfunkel glänzenden Augen waren jetzt trüb und wie emfäckt. Ein wenig Glanz kam in sie nur, wenn die mir befreundete Dame, die Herrin von Mapé, an ihren Hund vorüberging und ihn mit der Hand oder mit Worten schmeichelte. Da belebte sich plötzlich Mapé, der seine Herrin natürlich bis zum Wohlfühlen liebte, ich irte mich, der sie anbetete, der sie vergötterte, lachte mit seinem Schwanz, versuchte sich auf seinen Pfoten aufzurichten. Aber er konnte es nicht. Seine Pfoten waren Baumwollpfoten geworden. Und einen Augenblick später waren Mapés Augen wieder die Augen eines toten Hundes, denn Mapé erriet, wie alle Tiere, die menschlichen Gedanken viel besser, als er artikulierte Laute verstand. Und Mapés Herrin hatte gedacht, als sie ihn so schwach — beinahe sterbend — sah: „Ich werde ihn nicht mitnehmen können, er wird bald freeben... und einen Hund von Saigon nach Marseille mitnehmen, kostet fünf-hundert Franken...“

Nach einem Jögern von zwei Tagen faßte Mapé, der gelbe, fünfmal schwarz gezeichnete Hund, seinen Entschluß. Mapé ergab sich. Er versuchte zu gehen. Er konnte es nicht. Er schleppte sich bis in den Garten. Im Garten wählte er sich einen Platz. Er grub, bis er sich das Loch gegraben hatte, das er brauchte, dann legte er sich darin und an diesem Abend, als man Mapé seine Schale Kaffee brachte, verweigerte er zum erstenmal, sie zu trinken.

Dieser Abend war gerade der letzte Abend. Um Mitternacht sollte die mir befreundete Dame, Mapés Herrin, sich an Bord eines großen Dampfers nach Frankreich einschiffen, der wegen früh abfuhr.

Und die Dame hatte bereits um acht Uhr ihre Wohnung verlassen, um in der Stadt zu dinieren, ihren Dienern die Sorge überlassend, die letzten Koffer fertig zu machen, das Haus zu leren und die Türen zu schließen. Jweifellos war Mapé noch da. Aber am Abend vorher hatte der Tierarzt bestätigt, daß Mapé keine zwölf Stunden mehr leben würde.

(Fortsetzung S. 318)

FOTO-ECKE

Hat die Apfelsine eine dunkle Schale?

Merkwürdige Frage — werden Sie vielleicht meinen. Aber nicht! Haben Sie schon einmal Apfelsinen fotografiert? Wenn Sie das nicht auslassen und ein paar Hinweise beachten, bekommen Ihre Apfelsinen mit Sicherheit eine dunkle Schale, und wenn Sie in Wirklichkeit noch so schön leuchten.

Wer schon etwas vom Fotografieren versteht, wird sagen, man müßte eben eine orthochromatische oder nachschromatische Emulsion nehmen. Aber damit allein ist es noch nicht getan. Ganz sicher bringt das farberempfindliche Emulsion die Farbwiedergabe der Wirklichkeit stärker, aber unsere Apfelsinen werden immer noch so dunkel aussehen.

Wer noch mehr vom Fotografieren versteht, wird zu einem Filter raten. Da es heute aber viele Filter und viele Emulsionen gibt, ist das nicht ganz einfach. Und wer ohne Überlegung nach alter Rezeptur ein Gelbfilter benutzt, wird auch noch nicht den richtigen Erfolg haben.

Wir verdanken den Lichtfilterherstellern betrübende Erfahrungen, die auch für uns Amateure von grundlegender Wichtigkeit werden. Die Deutsche Optochrom-Gesellschaft in Augsburg hat ihre Filterfabrikation bereits den neuen Gesichtspunkten entsprechend aufgenommen. Es läßt sich heute bei der Fülle der verschiedenen Belichtungsarten unmöglich mit einem Filter auskommen. Andererseits gibt es keine Emulsion, die ohne Filter unverschieblich arbeitet. Wenn dann und wann von der nachschromatischen Emulsion so etwas zu lesen ist, dann liegt darin ein Reklamierstück, der nicht ernst zu nehmen ist. Auch der Amateur soll so etwas wissen, und daran soll es hier einmal ganz kritisch erwähnt werden.

Wir haben folgendes Aufnahmemaßmaterial zu untersuchen:

1. Orthochromatische Emulsion mit „hoher“ Farberempfindlichkeit. Es sind die Filme und Platten, die wir auch schon früher hergestellt wurden. Dafür ist das Optochrom-Universal-Filter. Die Sensibilitätskurve dieser Emulsion ist so angelegt, daß wir im Gelb ein Steilen der Empfindlichkeit haben. Damit das Grün dagegen orange überstrahlt, benötigen wir ein Filter mit gründer Farbe.

Im G. Hirth Verlag erschienen:

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch

von **Fred Erdrikat**

zum Exemplarpreis von RM. 1.20

Fred Erdrikat der einzigartige Spottdichter, der geistreiche und temperamentvollste Konfessioner des deutschen literarischen Kabarett hat seine von fröhlicher Weisheit und Wahrheit durchdrungen Tiergeschichte in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche“ alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Da durch die propagandistische Tätigkeit des Dichters zu erwarten ist, daß die Auflage rasch vergriffen sein wird, wenden sich Interessenten heute schon an den

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

3. Panchromatisches Material mit reduzierter Rotempfindlichkeit. Das ist der nachschromatische Tageslichtfilm, zu dem das gleiche Gelbfilter-Filter benötigt wird.

4. Panchromatisches Material mit gesteigerter Rotempfindlichkeit. Dieses Negativmaterial hat ausschließlich für Kunstlicht Bedeutung. Hier herrschen gelbe und rote Strahlen vor, und deshalb auch die kurze Belichtungszeiten. Soll damit bei Kunstlicht fotografieren werden, dann benötigen wir das Optochrom-Blaufilter, das die übermäßigen roten Strahlen dämpft.

Unser Musterheft „Apfelsine“ erweitert sich in dieser Jahreszeit ganz wesentlich, da wir ja jetzt die Natur im schönsten Farbenreize vor uns haben. Wer Blumen und weiter die im Frühling herrschende Stimmung richtig erfassen will, braucht unbedingt die zur Emulsion passenden Filter. Und man soll vor dieser Meinen Ausgabe nicht zurückerschrecken, weil sie wirklich lohnend ist. z-1

Mai-lüster

Der Mai ist gekommen! Und das gibt, wie schon so oft, den Anlaß zu einem feinen Aufsatz: „Der Mai“. Und Karlchen findet die Anzeichen des Mai in folgendem, was er schreibt: „Daß der Mai gekommen ist, erkennt man sofort an dem lustigen Pfeifenschein der Vögel, an dem jungen Grün der Büsche und Sträucher, an den bunten Blumen in Gärten und Wiesen, besonders aber daran, daß unser Lehrer wieder seinen lustigsten Rock an hat.“ K. B. W.

Der Unterschied

Schulinsektor: „Nun, Berthchen, faßst du mir wohl den Unterschied zwischen „gern haben“ und „lieben“ sagen?“

Berthchen: „Ich habe meine Mutter und meinen Vater gern, aber ich liebe Vanilleeis.“

Der engleiste Schmeichler

Geht: „Was Sie für wunderbare Hände haben, gnädiges Fräulein! Göttliche Hände! Man kann für mir in den Händen der Feinde von Milo vergleichen.“

Die Perle

„Kofa, wir haben heute Abend Gäste hier. Machen Sie also in Eulen Kost.“

„Ja, wohl, gnädige Frau, für wieviel Personen?“

BRUNNEN ANZEIGE für „Jugend“

KUNSTPOSTKARTEN
In vorzüglichem Verlagsdruck nach Bildwiedergaben aus der „Jugend“-Zeitung vom 20.54. für 90 Pf., die ganze Serie von 170 Stk. für RM. 4.— franko G. HIRTH VERLAG AG. München 2 NO — Herrnstraße 10



LAFONTAINES
Ergötzliche Geschichten
mit 12 Kupfern nach Charles Eisen sind im unterzeichneten Verlag in einer vorzüglich ausgestatteten Ausgabe zum Preise von 1.70 erschienen. Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Zur Fertigung jeder Art
Drucksachen
empfiehlt sich G. Hirth Verlag AG. München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

BESPRECHUNGEN IHRER ARBEIT
ABTEILUNG: KUNST MUSIK — THEATER — FILM
ADOLF SCHUSTERMANN ZEITUNGS-AUSSCHNITTE
GERMANYEN BERLIN 80 10 JUNI 20 1930
FERNPUF, F 2 JANNOWITZ SAMUEL, NR. 518

Jede Nummer der „JUGEND“ wird von ca. 50 000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

Best des **Sportfischer**
die vorzüglich ausgestattete Fachzeitschrift. Halbjahrespreis 3 M.
Fischer Verlag-Verlag Dr. Hans Schneider München NW 2 Karlstraße 44

Ein ergötzliches Bilderbuch
ist der Kunsthilfs-Katalog der „Jugend“ mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandmisch verbreiteten Verlagsdrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

ALS BLATT DER KUNST
des Witzes und der Tugend
ist auf der ganzen Welt
BEKANNT DIE „JUGEND“

LEST DIE „JUGEND“

Schwären Märrern
lehrt niedrige Qualitätsarbeit u. leitet Sie Segen-Vertrieb Sub-Vertrieb

SCHÖNE BILDER
an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbungen von Originalen fehlt, hat der Bildliebhaber Ersatz in den Vierfarb-Kunstblättern der „Jugend“, die zu den erstaunlich billigen Preisen von 48 Pf., 65 Pf., und 90 Pf., je nach Größe, zusätzlich Porzellan durch den Buchhandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich illustrierte Katalog (Preis RM. 2.30 zuzüglich Postversand) ersichtert die Bestellung. G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Ein Buch fürs Leben
ist: **KREMPELHUBER**
Für stille Stunden
Die gesunde und praktische Lebensweisheit aus gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden mit RM. 2.85 zuzüglich 40 Pf. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

O diese Fremdwörter!

Frau Knutschke erzählt ihren Freundinnen stolz: „Mein Mann hält in dieser Woche schon wieder einen literarischen Vortrag.“

Als man verwundert fragt, woher denn der sonst so überlastete Gatte die Zeit zur Einprägung der Vorträge hernehme, antwortet Frau K.: „Ja, wissen Sie, er marnoriert seine Vorträge immer abends im Bett!“ —

Ein ganz Schlauer

Ein neunzehnjähriger und ein zwölfjähriger Knabe liegen im Krankenhaus. Beide haben Beinbrüche, die schon fast wieder geheilt sind. Ihre Beine müssen aber noch täglich massiert werden, damit sie nicht steif bleiben. Während der eine diese Prozedur jedesmal nur mit Jammern und Stöhnen über sich ergehen läßt, macht der andere dabei immer ein ruhiges und vernünftiges Gesicht. Erslautet darüber, fragt der Größere:

„Hast du denn gar keine Schmerzen bei der Antiret?“

Der Kleine lächelt verschmüht:

„Denkst Du denn, ich halte ihn das kranke Bein hin?“

Liebe Jugend!

Hänschen ist sieben Jahre alt und hat eine kleine Freundin von sechs Jahren, für die er durchs Feuer geht. Eines Tages kommt er freudestrahlend zur Mutter: „Mutti, in meiner Sparbüchse sind schon fünf Mark, nun kann ich die Elli bald heiraten!“ Als Mutti lachend meint, daß fünf Mark Vermögen für Dori, Mutti und ein paar Märdchen doch noch zu wenig wären, entgegnet Hänschen ernsthaft und wichtig: „Für Elli und mich reicht es. Und wenn Elli anfängt, Eier zu legen, nehme ich sie schnell weg und schlage sie alle kaputt, dann haben wir keine Kinder!“

*

Herr Professor Wachsmann ist A. war 80 Jahre alt geworden. Er war Junggeheile geblieben (um seine Verwandtschaft nicht unnütz zu vergrößern). Er lebte mit seiner treuen Mathilde, die für ihn besser sorgte als eine Frau, nun schon über 40 Jahre zusammen. Eines Tages sagte er zu seiner Mathilde: „Ich bin 80 Jahre alt, es könnte doch sein, daß ich eines Morgens mal nicht wieder aufwache. Mathilde, wenn Sie mich einmal tot im Bette finden, machen Sie zunächst das Fenster auf, dann den Schweißschafften, darin liegt ein Brief für meinen Notar, diesen Brief befördern Sie schnellstens.“

„Jawohl, Herr Professor“, sagte Mathilde, und gütete, denn sie war auch schon fast 70 Jahre alt und hörte ungen, wenn jemand vom Sterben sprach. Eine geraume Zeit verstrich. Da, eines Morgens, ein Schreiber Mathildens, der Herr Professor lag, ohne sich zu rühren, im Bett. Sie stieg sie auf den Schreibtisch, riß den Kasten auf — „Halt!“ schreit der Professor, erst das Fenster öffnen, dann den Schweißschafften!“

Der liebe Pedant war sicherheitsballber erst mal Probegestorben.



Schatten im Mai

Eise Niemeyer-Moxter

Die leibhaftige Bosheit

Ein Pariser Schiffsstiller hat ein „Lebebuch des Fliegenfangens“ herausgegeben, worin er auf zweihundert Seiten die Kunst lehrt, wie man die Fliegen waidgerecht beschleibt, in der hohlen Hand hält, in die Schwacht einbringt usw.

Am Café de la Paix unterhalten sich ein paar Kollegen über das Buch.

„Vertückte Jee“, sagt einer, „aber ich bin süßer, er verfolgt irgendeinen Nebenweck damit. Er will sich in empfehlende Erinnerung bringen!“

„Ganz richtig“, meint ein anderer, „ich habe gehört, er bewiebt sich um den Posten eines Dramatikers beim Film.“

Der Gedankenleser

Gesellschaft bei Brenhard Chaw. Ein junger Mann erzählt überall herum, er sei Gedankenleser, trotzdem beachtet ihn Chaw in keiner Weise. Schließlich ruft der ausdringliche junge Mann: „Auch Ihre Gedanken kann ich ganz genau lesen, Herr Chaw!“ Worauf dieser antwortet: „O? Wie kommt es dann, daß Sie noch hier sind?“

Nachher

Eine Schauspielerin beklagte sich bei Labéche über den Geiz des Direktors, der ihr schlechte Rollen gab und sie schlecht bezahlte.

„Gaggen Sie selbst, Meister, bin ich denn nicht fünf Louis pro Abend wert?“

„Aber süßer“, entgegnete Labéche, „nach der Vorstellung gehen!“

Mapé sah von seiner Gruhe aus, von diesem Erdloch aus, das er sich zu seinem Grab erdacht, die Diener die Türen schließen und verschwinden. Mapé war allein gelieben, verlassen. Mapé, der verlorene Hund, schloß die Augen und begann schwerlosam zu sterben.

Aber die mit befreundete Dame, Mapés Hecrin, an einem mit Blumen geschmückten Tisch dinerend, an dem man ihre Abreise lebhaft bedauerte und das Glas auf ihre glückliche Rückkehr nach Frankreich leerte, war dennoch verfolgt von dem Gedanken an Mapé, Mapé, der ganz allein gelassen farb.

In den Buchhandlungen und beim Unterzeichneten ist zu haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit einem unverfälschten Lichtbild Wagners auf dem Titel, farbigen Innenbildern und einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die mit Richard Wagner feinerzeit in persönliche Berührung gekommen sind. Einer von diesen ist der jetzt 60jährige Verfasser, der aus seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Abin Senke Me Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonkleinen RM. 3.—

Nicht was Haß und Klatsch des Feindbundes zusammengetragen haben, sondern was Akten und Berichte von Augenzeugen — die Namen sind absichtlich geändert — dem Verfasser kundtaten, hat dieser im Jahre 1931 zu San Remo aufgeschrieben zur Ehrenrettung einer verkleumdeten Frau, die während des Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Frans Feit Humor in Versen

Ein Vortragsbuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchlosen Reimereien werden vor allem in Vereinstreffen besonders Geschallen finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Hirsh Verlag AG. / München
Herrnstraße 10

Und plötzlich hielt sie es nicht länger aus. Sie berief ihre anamitische Stubenmädchen, das ihr sehr ergeben war, an dem Mapé wegen dieser Erbgenheit hing, und sagte ihr sehr schnell:

„Oh, hole Mapé, nimm ein Kissen, mach, was du willst, aber bringe ihn aufs Schiff. Ich nehme ihn mit. Wenn er auch morgen stirbt, so wird er bei mir sterben.“

Und die anamitische Dienerin lief eilig...

Mapé war noch am Leben. Aber es war höchste Zeit. Sein Kopf ruhte auf seinen Foten. Er hatte zweimal versucht, ihn zu erheben, weil eine seiner Foten stief war. Aber die Kraft hatte ihn dazu gefehlt!

In diesen Augenblick kam die Dienerin. Sie öffnete die äußere Tür des Gartens. Das Schloß war zweimal zugesperrt. Der Schlüssel knirschte und Mapé hatte es gehört. Da richtete er sich wieder auf und öffnete die Augen.

Und erblickte die Dienerin, die herbeilief und: „Mapé, Mapé!“ rief.

Da ereignete sich ein Wunder. Der halb gestorbene und dreiviertel gelähmte Hand erhob sich auf seinen Foten, sprang auf und stürzte sich auf die Dienerin, um ihr das Gesicht abzulecken.

Auf dem Schiff, nachdem Mapé die Wäsche und Kleider der mit befreundeten Dame, seiner Hecrin, gewittert hatte, trank er drei Schalen Wasser, fraß zwei volle Teller leer und schlief ein.

Als die Hecrin kam, lief Mapé nicht auf sie zu; die Foten versagten ihm den Dienst, aber diesmal war es vor Aufregung. Er rollte sich auf dem Boden.

Acht Tage später, nachdem er wie ein Wolf gefressen, wie ein Marmeliter geschlafen und wie eine Gazelle gelaufen, war er wieder ein prachttoller Hund geworden.



Der Stammgast

Franz Hauber



„Kruzinessen! Grad jetzt, wo's beim Hofbauern brennt, ist koa Wasser net da!“
 „Ja mei, Schorsch! ... bald eins da war, tat's jedenfalls net brenna!“

Liebe Jugend!

Der Herr Diakonus ist etwas weltfremd. Und nimmt es deshalb auch mit Taten nicht so genau.

Beides kann man vom Herrn Bauinspektor nicht behaupten.

Er erklärt sich ohne weiteres folgende Begrüßung 'aus der Gesellschaft beim Herrn Stadtrat.

„Guten Abend, Herr Inspektor“, sagt der Diakonus.

„Grüß Gott, Herr Komms“, entgegnet der Bauinspektor.

Anpassungsvermögen

Lehrer: „Welches Tier hat das beste Anpassungsvermögen?“

Hans: „Das Huhn.“

„Wiejo, Hans?“

„Es legt die Eier immer so, daß sie in den Eierbecher passen.“

Bloß!

In eine Münchner Beratungsstelle für „Mutter und Kind“ kommt eine Mutter, die den Reford hält mit acht „lebigen“ Kindern. Auf die Frage, ob die Kinder alle einen Vater hätten, kommt prompt: „Nein, bloß die Zwillinge!“

Erlauschtes

Erst im Kino, stöhnt bei einer Filmpremiere bereits 30 Meter nach Beendigung des Vortrags: „Wollen wir nicht bald gehen...“

Antwort seines Begleiters: „Ich bin schon längst unterweg.“

Er weiß es besser

Dauid steckt sich eine Zigarre an.

„Bitte schön!“ offeriert er seine Tasche Schick.

„Nein, danke, ich rauch' nicht mehr.“

„Zeit wann denn?“

„Zeit gesten.“

„Na schön“, meint da Dauid, „dann steck sie ein, für morgen.“

Je nachdem

„So, Sie haben jetzt auch ein Auto? Na, was sollen Sie denn aus dem Wagen heraus?“

„Das kommt ganz darauf an, was meine Frau und meine beiden Töchter drin liegen lassen!“

LEST DIE „JUGEND!“

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“



soll von **jedem waldgerechten** Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

1/2jährl. RM. 2.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 596160**

Neu!

DEINE KAMERA GEHT GELD VERDIENEN

Ihre fotografischen Aufnahmen sind Geld wert! Wollen Sie das nicht ausnutzen?

Auf der ganzen Welt gibt es Absatzstellen für Ihre Fotos. Und viele Foto-Amateure verdienen sich monatlich Geld, indem sie ihre Aufnahmen den Interessenten anbieten.

Das Buch „Deine Kamera geht Geld verdienen“ sagt Ihnen, wie Sie Ihre Fotos am besten verwerten, und bringt Ihnen vor allem wertvolles Adressenmaterial, wo gute Ansichten bestehen.

Sie erhalten das Buch für 75 Pfennig durch jede Buch- und Fotohandlung oder direkt vom Verlage. Die kleine Ausgabe macht sich bald tausendfach bezahlt!

Unsere weiteren Bücher für den Foto-Amateur:

RICHTIGES ENTWICKELN, das Buch für jeden, der seine Aufnahmen selbst entwickelt oder es lernen will, von Gerhard Isert. Preis 1 Mark

PANCHROMATISCHE PHOTOGRAPHIE, das Buch des modernen Fotoamateurs, von Gerhard Isert. Preis 45 Pfennig.

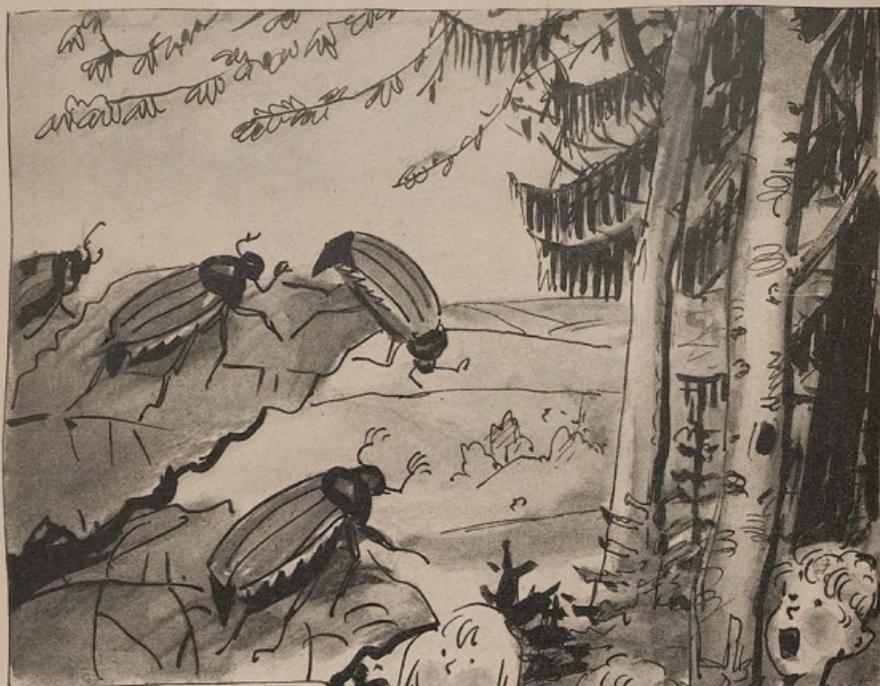
G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

Agenturen in: Bloemendaal, Budapest, Haifa, St. Gallen, Paris, Wien, Zagreb.



Maikäfer flieg...

Erich Wilke



Kinderlied

Maikäfer flieg!
Wir wollen keinen Krieg!
Wir wollen keinen Völkerbrand,
in unsrem lieben Vaterland,
Maikäfer flieg!

Maikäfer flieg!
Der Friede ist der Sieg,
drum hoffet, daß die Welt gedeih
an unsres Landes jungem Mai,
Maikäfer flieg!

Erich Wilke

